

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Sachwalter der Erinnerung, ihrerseits vergessen

Vom „kommunikativen“ zum „kollektiven“ Gedächtnis

3

Thomas Konhäuser

Kommunikation lebt von Partizipation

Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eröffnet ihnen ein Forum

7

Wolf Oschlies

Russland rücke Rubel raus

Die Balten fordern Wiedergutmachung

9

Michael Ferber

Lenzes lustiges Liedchen

Brauchtum in Schlesien

11

Trockengefallen

„Im Fluss der Zeit. Jüdisches Leben an der Oder“ in Greifswald

15

Klaus Weigelt

Der Korse, ein Korsar des Todes

Napoleons Wüten im Osten nach Arno Surminski und Günter Müchler

16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Hochstetter: Briefe aus dem Böhmerwald (*Volker Strebel*)

21

Deutsch-polnische Kuratorentagung (*Dieter Göllner*)

22

Ungarn verurteilen die einstigen Vertreiber (*Norbert Matern*)

21

Dietmar Scholz beim Kulturwerk Schlesien (*Ulrich Schmilewski*)

23

Marcel Krueger Stadtschreiber in Allenstein

24

LITERATUR UND KUNST

Uwe Neumärker

Die Kürbishütte als literarische Anstalt betrachtet

Simon Dach in Ostpreußen

25

Jörg Bernhard Bilke

„Weichselkirschen“ nach des Lesers Geschmack

Zum Tod von Leonie Ossowski

27

Da kann Erzengel Gabriel nur schmunzeln

Avenarius-Fresken von Haus Wiesenstein in Haus Schlesien

28

Bedrohtes Selbst

Katharina Sieverding im Kunstforum Regensburg

29

KK-NOTIZBUCH

Georg Aeschel

Kein Abschied

31



Der Leuchtturm zu Nidden, von Ernst Mollenhauer gemalt, leuchtet mitnichten, er ist ein Inbild finsterner Verschreckung. Weiß leuchten allein die Wolken. Der Maler hat ein halbes Künstlerleben in seiner Nähe zugebracht, konnte aber die dort gemalten Bilder, die dem Krieg zum Opfer fielen, nur im Kopf mitnehmen, um sie in Düsseldorf neu zu malen. Symbolik sollte man nicht ausreizen, allzu leicht kippt sie in Kitsch, hier jedoch ... Wir reizen nicht weiter

Bild: Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Sachwalter der Erinnerung, ihrerseits vergessen

Heimat bewahren – Kultur vermitteln – Zukunft gestalten: vom „kommunikativen“ zum „kollektiven“ Gedächtnis

Seit Ende der 1980er Jahre gibt es in den „Kultur- und Kommunikationswissenschaften“ eine Diskussion über das kommunikative und das kollektive Gedächtnis und die damit verbundenen Erinnerungskulturen in der Gesellschaft. Inwieweit diese vorwiegend in der soziologischen Wissenschaftssprache geführten Diskussionen für die praktische Arbeit der zumeist ehrenamtlich arbeitenden deutschen Heimatvertriebenen Relevanz haben, die sich ihre Geschichten erzählen (Karl Schlögel), also das kommunizieren, was sie in ihrem Gedächtnis haben, um sich in ihrem Schicksal zu verstehen, steht auf einem anderen Blatt.

Ob über dieses Geschichtenerzählen (auf Neudeutsch: „oral history“) sich Elemente eines gemeinsamen, also kollektiven Gedächtnisses entwickeln, ist vor allem

im europäischen Rahmen, also im grenzüberschreitenden Dialog und Gespräch über die deutsche und jüdische Kultur im östlichen Europa eher fraglich, wie zähe und langwierige deutsch-polnische Schulbuchverhandlungen oder Gespräche über unterschiedliche Leidenserfahrungen unter dem Nationalsozialismus und dem Kommunismus im Ost-West-Gespräch nach der europäischen Einigung 2004 und 2007 dokumentieren.

Für die Diskussion in Deutschland ist es wichtig, einen Blick auf die Ausgangslage in den Anfangsjahren der Bundesrepublik nach 1949 zu werfen. Das Bundesvertriebenen- und -Flüchtlingengesetz (BVFG) war erst 1953 geschaffen worden. Der Paragraph 96 dieses Gesetzes war eine Notlösung, weil die Vertriebenen im Grundgesetz

Vertrauen und Zuversicht von einst – sie tun not wie eh und je: Broschüre zum 25-jährigen Jubiläum des Ostdeutschen Kulturrates

Bilder: OKR



von 1949 „vergessen“ worden waren. In seiner Präambel wird das „gesamte Deutsche Volk“ angesprochen, das sich 1949 nach Flucht und Vertreibung auf dem Boden der DDR und der Bundesrepublik befand.

Die Gründung des Ostdeutschen Kulturrates (OKR) 1950 hatte erkennbar gemacht, dass es neben der „territorialen Amputation“ Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg auch eine „kulturelle Amputation“ gegeben hatte. § 96 BVFG setzte nun Bund und Länder als Treuhänder für die ostdeutsche Kultur ein, wies aber den Vertriebenen die Hauptverantwortung für diese Aufgabe zu. Damit wurde die ostdeutsche Kultur dauerhaft – bis heute – zu einem Thema der Vertriebenen, mit allen damit verbundenen Nachteilen.

Mit dieser Notlösung geriet die ostdeutsche Kultur zudem in den Wirrwarr von Bund- und Länderkompetenzen und in ein dauerhaftes Gerangel um Zuständigkeiten. Je nach politischer Situation in den Ländern oder im Bund hatten die Vertriebenen und der § 96 BVFG meist schlechte, manchmal bessere Karten. Auch wenn es nicht gern gehört wird, muss darauf hingewiesen werden, dass der Bund im Jahre 2000 eine „Politik mit dem Schlachtermesser“ machte und zahlreiche bewährte Einrichtungen aus der institutionellen Förderung entfernte. Diese Aktion des neu geschaffenen Amtes eines Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) ignorierte die fast einstimmige Entschließung des Deutschen Bundestages von 1997, in der den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen der Status von Botschaftern im Rahmen der Verständigung mit den östlichen Nachbarn zugesprochen wurde. Zahlreiche Verbindungen in das östliche Europa wurden unterbrochen und müssen jetzt – Jahre später – mühsam wieder aufgebaut werden, ein schlechter Dienst für ein so wichtiges gemeinsames Gedächtnis in Europa!

Im Zuge der Erweiterung des Ostpreussischen Landesmuseums durch die

Wilfried Schlau

DIE OST- DEUTSCHEN

Eine dokumentarische Bilanz
1945 – 1995

Studienbuchreihe
der Stiftung
Ostdeutscher Kulturrat
Band 12
Langen Müller

Eine beispiellose Studienbuchreihe zum zwölfwachen Gedächtnis der deutschen Kulturlandschaften im Osten – und nunmehr auch zu dem des Ostdeutschen Kulturrats

2016 zugeführten Königsberger und Kant-Sammlungen wurden vom Bund 5,6 Millionen Euro für den notwendigen Erweiterungsbau bereitgestellt. Das Land Niedersachsen blockierte volle zwei Jahre, bis zum Frühjahr 2018, die Bereitstellung der Landesmittel. Der Gesetzgeber von 1953 hatte sich die Kooperation zwischen Bund und Ländern sicher anders vorgestellt.

Wer den Bereich der ostdeutschen Kultur überblickt, darüber konnten sich die Teilnehmer einer Konferenz der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen im Februar 2019 in Königswinter ein facettenreiches Bild machen, der wird anerkennen, dass in den 65 Jahren der Geltung des § 96 BVFG sehr viel geleistet wurde, obgleich die Finanzausstattung immer prekär blieb.

Wie anlässlich der Tagung mitgeteilt wurde, beträgt der finanzielle Anteil dieser Arbeit gerade 0,8 Prozent des Haushaltes der BKM, dessen Höhe sich auf 1,9 Milliarden Euro beläuft.

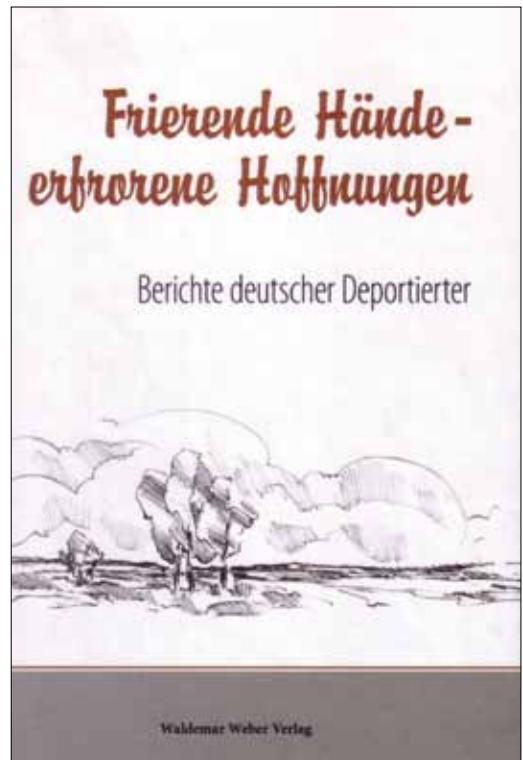
Der Gesetzesauftrag des § 96 BVFG spielt also immer noch eine Rolle, ist aber bis heute nicht in seiner ganzen Zielsetzung erfüllt. Das „Bewusstsein“ des deutschen Volkes und des Auslandes, also Europas, wurde nie wirklich erreicht. Schwerer noch wiegt: Es wurden kaum je valide Anstrengungen in diese Richtung unternommen, ja oft eher das Gegenteil bewirkt. Ein Gedenktag für die Vertreibung wurde erst 2015 geschaffen und auf den 20. Juni, zeitgleich mit dem Weltflüchtlingstag, festgelegt. An diesem Tag oder auch bei den jährlichen Tagen der Heimat äußern sich „Staatsorgane“, aber der Widerhall in den Medien und in der veröffentlichten Meinung ist gering und dringt nicht ins „Bewusstsein“ des deutschen Volkes vor.

Deutschland hat also nicht einmal ein „kommunikatives Gedächtnis“ der Vertreibungstragödie oder für die ostdeutsche Kultur geschaffen. Weder gibt es an den Universitäten eine ausreichend große Anzahl von Lehrstühlen noch hinreichende, von der Kultusministerkonferenz unterstützte Lehrpläne für die Schulen zu diesem Thema. In öffentlichen und kommunalen Institutionen ist die ostdeutsche Kultur bisher nennenswert kaum zum Thema geworden, vielmehr fällt sie sukzessiver Eliminierung zum Opfer. Dabei gibt es Städtepartnerschaften zwischen der Russischen Föderation, Polen, Tschechien und anderen mittelosteuropäischen Staaten und Deutschland, die auch für das Gedächtnis des gemeinsamen deutschen und jüdischen kulturellen Erbes auf europäischer Ebene genutzt werden könnten.

Die deutsch-polnische Arbeitsgemeinschaft Kommunale Partnerschaft führt in jährlichen Konferenzen Vertreter der Städtetage, der Landkreistage und kommunalen

Spitzenverbände beider Länder zusammen und diskutiert gemeinsam interessierende Fragen in aller Offenheit und im Geist der friedlichen Nachbarschaft. Die zahlreichen Städtepartnerschaften werden für diesen deutsch-polnischen Dialog genutzt – in Ostpreußen, Ostbrandenburg, Pommern, Schlesien.

Bis zu der Konferenz in Königswinter waren und einstweilen sind es im Wesentlichen die deutschen Vertriebenen mit ihrer Kulturstiftung, das Kulturwerk Schlesien, die Künstlergilde Esslingen, die Stiftung Königsberg, die Stiftung deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR und andere ehrenamtlich tätige Einrichtungen, die sich dem Erbe der ostdeutschen Kultur mit dürftiger Finanzausstattung widmen und für



Der Titel der letzten Anthologie mit Erzählungen, die zum letzten OKR-Erzählerwettbewerb eingereicht worden waren, hatte damals noch nicht den metaphorischen Unterton, der heute darin hallt

ein „kommunikatives Gedächtnis“ dieses Erbes sorgen. Diese Einrichtungen spielen trotz ihres überwältigenden Engagements aus dem Blickwinkel der BKM keine Rolle in den Zwei-Jahres-Berichten der Behörde. Die sogenannte „Projektförderung“ für diese ehrenamtlich und auf Spendenbasis arbeitenden Einrichtungen ist ein „Danaer-Geschenk“, nicht nur wegen der äußerst schwierigen und abschreckenden Antragswege, sondern auch, weil die notwendige Eigenbeteiligung vielfach die Kräfte der Antragsteller übersteigt.

Die Hauptverantwortlichen für die ostdeutsche Kulturarbeit sind die von der BKM institutionell, aber auch nicht gerade lukrativ geförderten Institutionen, vor allem die ostdeutschen Landesmuseen und die drei großen Bundesinstitute – Kunstforum Ostdeutsche Galerie (Regensburg), Deutsches Kulturforum östliches Europa (Potsdam) und Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Oldenburg).

Diese Einrichtungen versuchen mit ihren Mitteln, auf nationaler und europäischer Ebene ein „kommunikatives Gedächtnis“ zu schaffen. Dabei sind besonders die Potsdamer Wanderausstellungen und Publikationen, die Regensburger grenzüberschreitenden Präsentationen, die Arbeit des Oberschlesischen Museums in Ratingen, des Ostpreußischen Landesmuseums und des Ostpreußischen Kulturzentrums in Ellingen sowie der Museen in Görlitz, Greifswald und Ulm als vorbildlich hervorzuheben.

Der Beauftragte des Bundes für Aussiedler und Minderheiten hat seinen Blick überwiegend in Mittelost- und Südosteuropa, wo er eine von der Öffentlichkeit weitgehend unbeachtete, aber bedeutende, wenn auch finanziell schwach ausgestattete Arbeit leistet, die im Wesentlichen vor Ort der Verbesserung des „kommunikativen Gedächtnisses“ gewidmet ist. Davon konnte ich mich persönlich bei inzwischen sechs

Konferenzen vor Ort überzeugen. Die siebente Konferenz findet 2019 im serbischen Sombor statt. Dem Beauftragten Hartmut Koschyk ist es in seiner Amtszeit einmal gelungen, die osteuropäischen deutschen Minderheitenvertreter nach Berlin einzuladen und dort auf höchster politischer Ebene Gespräche zu führen. Die Medien nahmen von dieser bahnbrechenden Aktion keine Notiz. Das ist hierzulande Teil der Pressefreiheit.

Auf internationaler Ebene unternehmen die Institutionen der Europäischen Union – Europäisches Parlament, Europäischer Rat, Kommission, Ausschuss der Regionen – und das Haus der europäischen Geschichte in Brüssel keinerlei erkennbare Anstrengungen im Blick auf ein „kommunikatives Gedächtnis“ in Sinne des in Königswinter diskutierten Tagungsthemas. Als bei den Europawahlen 2014 der seit 1994 im Europäischen Parlament wirkende Abgeordnete Bernd Posselt nicht wiedergewählt wurde, ging die letzte Stimme für das Anliegen der ostdeutschen Kultur verloren. Jetzt weiß im Europäischen Parlament niemand mehr, worum es sich überhaupt handelt. Und mit den Europaabgeordneten der mittelosteuropäischen Beitrittsländer sucht niemand den Dialog in diesen Fragen.

Wenn es also nach 65 Jahren § 96 BVFG nur ansatzweise ein „kommunikatives Gedächtnis“ des deutschen Kulturerbes im Osten gibt, vor allem bei den Vertriebenen und in den ihnen verbundenen Institutionen, welche Voraussetzungen bestehen dann überhaupt, zu einem „kollektiven Gedächtnis“ vorzustoßen, also zu dem, was der Gesetzgeber 1953 im „Bewusstsein des deutschen Volkes und des Auslandes“ erhalten und bewahren wollte?

Um ein solches Ziel sinnvoll anzustreben, müsste erst einmal die ostdeutsche Kultur in die deutsche Kultur integriert werden: Im Deutschen Kulturrat (seit 1981) ist dieses Thema unbekannt; in den Universitäten, Schulen und Kommunen müsste

es wiederbelebt werden. Zudem müsste die ostdeutsche Kultur in den Rahmen der Europäischen Union integriert werden, ins Europäische Parlament (Kulturausschuss), in die Auswärtige Kulturpolitik, in das Haus der europäischen Geschichte. Schließlich müsste die selbstverständliche Integration der ostdeutschen Kultur auch die durch die Verbrechen des Nationalsozialismus vernichtete jüdische Kultur im östlichen Europa einschließen. Das sieht auch die Konzeption 2016 der Bundesregierung zum § 96 BVFG vor.

Diese Integrationsaufgabe zur Schaffung eines gemeinsamen Bewusstseins oder, wie es das Thema in Königswinter formuliert, eines „kollektiven Gedächtnisses“, ist keine allein den Vertriebenen aufzulassende Aufgabe, sondern sollte endlich ein föderales und gesamtstaatliches Anliegen werden. Die in der Diskussion vielfach angesprochene „Öffnung“ kann nicht nur den Vertriebenen abverlangt werden: Bund, Länder und Kommunen, vor allem aber die Medien haben die gleiche Aufgabe.

Klaus Weigelt (KK)

Kommunikation lebt von Partizipation

Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen eröffnet ihnen ein Forum

In ihrem Koalitionsvertrag bekennt sich die Bundesregierung dazu, die im Sinne des Kulturparagraphen 96 des Bundesvertriebenengesetzes tätigen Einrichtungen der Heimatvertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten als Träger des deutschen Kulturerbes des Ostens sowie im Geiste der europäischen Verständigung für die Zukunft zu ertüchtigen und

die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen zu stärken. Zur Umsetzung dieser Vereinbarung erarbeitet die Kulturstiftung derzeit, gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, ein Konzept zur Stärkung der eigenständigen Kulturarbeit, die bereits seit Jahren von den Vertriebenenorganisationen gefordert wird.

*Kollektive Konzentration auf ein kollektives Gedächtnis und das Nachdenken darüber:
Tagungsteilnehmer im Haus Schlesien Königswinter*

Bild: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen



Bei der Auftaktveranstaltung am 18. und 19. Februar 2018 in Haus Schlesien (siehe auch unseren vorstehenden Beitrag), an der über 50 Vertreter von Kultureinrichtungen der Vertriebenen sowie der Museen, Institutionen der Wissenschaft und der kulturellen Breitenarbeit, ebenso Vertreter des Bundes der Vertriebenen und der Landsmannschaften teilnahmen, wurde eine Bilanz der Kulturarbeit gezogen. Moderiert von dem Leiter des Projekts der Kulturstiftung, Thomas Konhäuser, wurden dabei alle relevanten Problemfelder lebendig und konstruktiv diskutiert und Impulse für die Erarbeitung eines Förderkonzepts für die eigenständige Kulturarbeit gesetzt.

So bestand Einigkeit darüber, dass im Bund und in den Ländern der partizipative Ansatz nachhaltig gestärkt werden muss. Gewachsene Strukturen gehören auf den Prüfstand. Zur Erzielung von Synergieeffekten gilt es, Möglichkeiten einer verstärkten Kooperation zwischen den Kulturträgern der Heimatvertriebenen untereinander und mit anderen Kultureinrichtungen zu finden. Nachwuchsgewinnung, Professionalisierung der Öffentlichkeitsarbeit, die Rolle der Digitalisierung und eine engere Zusammenarbeit mit den deutschen Minderheiten im östlichen Europa wurden mit einem Blick in die Zukunft erörtert.

Die Anwesenden stimmten dem Vorsitzenden der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Reinfried Vogler, zu, dass der Abbau von staatlicher Bürokratie bei Förderanträgen und die Schaffung einer nachhaltigen finanziellen Basis für die Kulturträger und deren Organisationen zwingend erforderlich seien. Im Hinblick auf die Erstellung von Förderanträgen könne eine von den Heimatvertriebenen getragene und staatlich geförderte zentrale Stelle wertvolle Unterstützung in Sachen Formalien leisten.

Für den Erhalt der insgesamt gefährdeten Heimatsammlungen sei gleichfalls eine zentrale Beratungsstelle notwendig. Der anwesende ehemalige Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Hartmut Koschyk, forderte zur Stärkung der eigenständigen Kulturarbeit u. a. eine Rückkehr zur direkten Zuordnung der regional zuständigen Kulturreferenten an die Landsmannschaften, wie dies bis zum Jahr 2000 der Fall war.

Weitere Workshops, die in den kommenden Monaten im Rahmen des Projekts der Kulturstiftung stattfinden, werden sich speziellen Themen und Problemfeldern widmen. Parallel zu den Workshops wird eine Online-Umfrage bei den Organisationen und Institutionen der deutschen Heimatvertriebenen, die nicht an den Workshops teilnehmen können, durchgeführt werden. In einer „Zukunftswerkstatt“ werden konkrete Vorstellungen der Heimatvertriebenen über eine künftige Struktur und Förderung ihrer Kulturarbeit benannt werden.

Eine abschließende Studie wird die wesentlichen Vorschläge zur Stärkung der eigenständigen Kulturarbeit der deutschen Heimatvertriebenen zusammenfassen. In diesem Zusammenhang sollen auch künftige Handlungsfelder der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen sowie gewünschte Dienstleistungen der Kulturstiftung für die Organisationen der Heimatvertriebenen näher bestimmt und hierfür erforderliche strukturelle Voraussetzungen aufgezeigt werden. Die Ergebnisse werden der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, den Verbänden, Organisationen und Medien der Heimatvertriebenen/Aussiedler sowie weiteren Kultureinrichtungen zugeleitet werden.

Thomas Konhäuser (KK)

Russland rücke Rubel raus

Die Balten fordern Wiedergutmachung



Friedlich ist allein die Landschaft des Baltikums, seine Länder haben ihren Frieden mit der Vergangenheit noch nicht gemacht

Bilder: Wikimedia

Die Liste derer, denen der russische Präsident Putin im Frühsommer 2015 die Einreise nach Russland verbot, umfasst 89 Politiker und Prominente aus 17 europäischen Ländern. Putins Schwarze Liste liest sich wie ein Who's who der europäischen Politiszene aus postkommunistischen Jahren: drei ehemalige Premiers (G. Herhofstaat aus Belgien, A. Kubilijus aus Litauen, J. Buzek aus Polen), ein EU-Kommissar (S. File aus Tschechien), sieben Außenminister, zwei Parlamentspräsidenten, vier Chefs von Geheimdiensten, zwei Verteidigungsminister, sieben hohe Militärs, Befehlshaber oder Chefs von Nachrichtendiensten, jede Menge EU-Parlamentarier, dazu Prominente wie die Ehefrau des früheren schwedischen Ministerpräsidenten Carl Bildt und Polit-Clowns wie der Franzose D. Cohn-Bendit.

Mit unverkennbarer Schadenfreude hat die paneuropäische TV-Station Putins blamablen Pranger im Juni 2015 veröffent-

licht. Der nimmt sich im Baltikum wie eine Bestätigung des eigenen Kurses aus, dass Russland zu meiden habe, wer nach Europa strebt. Die Balten hatten bei den ersten Schwächesymptomen der Sowjetunion keinen Zweifel daran gelassen, dass sie lieber heute als morgen alle Beziehungen und Kontakte zu Moskau kappen wollten. Am 8. Dezember 1991 war es so weit: Die UdSSR zerbrach, an ihre Stelle trat die „Gemeinschaft Unabhängiger Staaten“ (GUS), für die das Baltikum nur demonstratives Desinteresse übrig hatte. Die GUS ist längst verblichen, aber die Baltenstaaten gehören seit 2004 zu EU und NATO. Den Status als EU-Bürger genießen vor allem die starken Gruppen lokaler Russen (Litauen 5,8, Estland 25,2, Lettland 26,9 Prozent), die nicht einmal ethnische Parteien bildeten, um die Titularnationen nicht zu reizen.

Jetzt können sich die Baltenstaaten (Litauen, Lettland, Estland) demonstrative Revanchefouls an Moskau leisten, wie sie

die Lettin Ines Vajdere, Abgeordnete im EU-Parlament und eine von fünf Letten auf Putins Sperrliste, Anfang September vortrug: eine Kostenrechnung über 185 Milliarden Euro als Wiedergutmachung für Schäden, die Lettland in den Jahrzehnten seiner Unterwerfung unter das „verbrecherische Sowjetsystem, das nur mit den Nazis zu vergleichen ist“, erlitten hatte. Hinzu kamen noch „einige Dutzend Milliarden für Schäden an der Umwelt und für Bevölkerungsverluste“. Ähnlich empfinden es Litauen und Estland, und schon im November 2015 signierte das Trio ein „Memorandum über Zusammenarbeit bei Bemühungen um Wiedergutmachung von Verlusten, welche die Republiken aus ihrer Zugehörigkeit zur UdSSR davotrugen“. Jetzt stehen die Justizminister Estlands (Urmas Reinsalu) und Lettlands (Dzintars Rasnacs) bereit, ihren Forderungen Nachdruck zu verliehen.

„Sowjetische Okkupation“, „Wiedergutmachung erlittener Verluste“ etc. sind exakt jene Argumente, welche Russland in Tonfall und Wortwahl missfallen, weil sie dem russischen „Befreier“-Eigenlob diametral entgegenstehen. Gerade Putin beharrt seit Jahren darauf, dass „allein wir Russen den Faschismus besiegten und große Teile Europas befreiten“, ohne Mitwirkung von „Sowjetvölkern“, „Anti-Hitler-Koalition“ etc. Das

hat man in Osteuropa zähneknirschend hinnehmen müssen, erst seit wenigen Jahren ist in dortigen Blättern ganz unverblümt nachzulesen, dass die Rote Armee nach 1945 als Horde von Mördern, Dieben und Vergewaltigern auftrat, die man gar nicht früh genug loswerden konnte. So schrieben 2017 Prager Blätter, womit sie sich härteste russische Kritik einhandelten. Etwas milder reagiert Moskau jetzt auf baltische Forderungen und ihre Begründung. „Wir sind nicht einverstanden mit dem Begriff sowjetische Okkupation“, erklärte Putins Pressesprecher Dmitrij Peskow, und das russische Außenministerium verlautete: „Von irgendeiner Okkupation der baltischen Ländern 1940 kann keine Rede sein: Die Vereinigung des Baltikums entsprach den Völkerrechtsnormen der damaligen Zeit.“ „Normen“ hatte der Hitler-Stalin-Pakt vom August 1938 gesetzt, der das Baltikum 1940 Stalins Sowjetunion überließ.

Kein russisches Entgegenkommen können die derzeitigen baltischen Wiedergutmachungsforderungen erwarten, welche Russlands UN-Delegation denn auch höhnisch abwies. „Einmal alle zehn Jahre versucht Griechenland, von Deutschland Wiedergutmachung für dessen Besatzung im Zweiten Krieg einzutreiben. Diese Versuche scheiterten. Darum ist es auch wenig wahrscheinlich, dass sich Russland



Stolz prägt das Weichbild baltischer Städte: Reval/Tallinn

auf solche Verhandlungen einlässt.“ Sei's drum: Deutschland schuldet niemandem mehr „Reparationen“, aber nicht wenige glauben noch, bei Deutschland sei viel zu holen, jüngst das Kosovo, das vor wenigen Jahren rund 56 Milliarden Euro deutsche „Reparationen“ verlangte.

Was Russland in Sachen Baltikum ärgert, ist der Umstand, dass dieses überhaupt Forderungen erhebt, die es mit Untersuchungen begründet, welche seit dem Jahre 2000 von „Spezialkommissionen“ unternommen wurden. Diese besagen unter anderem, dass Estland zu dem Zeitpunkt, als es in die Sowjetunion gezwungen wurde, ein Brutto-Inlandsprodukt wie Finnland aufwies. Davon blieb immer weniger übrig, und 1991 lag Estland weit hinter Finnland zurück. Das wollen Russen nicht wahrhaben, sie präsentieren andere Zahlen, erfunden von der russischen Akademie der Wissenschaften: Von 1940 bis 1960 wurden in Lettland 20 große „Werke“ erbaut, in Litauen wurde das industrielle Vorkriegsniveau schon 1948 erreicht und 1950 um 90 Prozent überboten. 1965 habe die Industrieproduktion der drei Baltenstaaten ihr Vorkriegsniveau „mehr als 15 Mal überboten“. Estland stand 1970–1980 auf Platz eins der sowjetischen Investitionen und nahm 1990 weltweit Platz 46 beim Bruttoinlandsprodukt pro Kopf der Bevöl-

kerung ein. Und der ähnlich phantasievollen Märchen mehr: Zu Sowjetzeiten war das Baltikum Standort von Werken, deren Produkte angeblich in der ganzen UdSSR gefragt waren, etwa des „Staatlichen Elektronikwerks“ (VEF) im lettischen Riga, das 20 000 Beschäftigte hatte und jährlich 580 Millionen Euro Gewinn gemacht habe. Alles Unsinn, wie spätestens beim Ende der Sowjetunion offenkundig wurde. Mit dem Hereinströmen westlicher Technologien erwies sich, wie wenig konkurrenzfähig sowjetische Produkte waren. Bereits Mitte der 1990-er Jahre war das VEF bankrott, wurde in sechs kleine Fabriken zerteilt, von denen drei überlebten.

Auch für andere baltische Produkte sowjetischer Provenienz galt der DDR-Spottvers „Behüt uns Gott vor bösen Frau'n / und Autos, die die Russen bau'n“. Ein Beispiel dafür war das „Autobuswerk Riga“ (RAF), aus dem das Gros der sowjetischen Fahrzeuge für Erste Hilfe, Feuerwehr etc. hervorging. Sein letzter Erfolg war ein Kleinbus, der unter dem Spitznamen „Katafalk“ recht populär war. 1997 machte das RAF Pleite und wurde geschlossen, wie es der Autonomieprophezeit hatte: „Katafalk“ bezeichnet gemeinhin den Unterbau für die Aufbahrung eines Sarges und ist das russische Wort für „Leichenwagen“.

Wolf Oschlies (KK)

Lenzes lustiges Liedchen – Brauchtum in Schlesien

„Hinnermist und Taubamist, ei dem Hause kriegt man nischt“

Auf den ersten Verdacht bringt man diese Textzeilen mit einer Vogelkrankheit oder dem Vogelgrippevirus in Verbindung. Den Text, der dann weitergeht: „Is dos nich ne Schande / ei dam ganze Lande?“, könnte man sehr gut für die Bezeichnung einer Krankheit verwenden.

Dabei handelt es sich allerdings nach altem Brauch um die Textzeilen eines Schmählie-

des zum Sommersingen in Schlesien, wenn den Kindern die Tür nicht geöffnet wurde.

Jedes Jahr wurde in Schlesien am Sonntag Lätare, dem 3. Sonntag vor Ostern, der Brauch des Sommersingens gepflegt. Wie alt dieser Brauch ist, verrät schon der Name. Er stammt aus der Zeit, als man das Jahr in zwei Hälften teilte: Sommer und Winter. Auch an den Liedern, die gesungen

wurden und heute noch gesungen werden, kann man das hohe Alter des Brauches erkennen, der um das Jahr 1000 entstanden ist.

Die Kinder zogen am Sonntag Lätäre mit ihren bunten Sommerstecken, denen der hiesigen Gegend ähnlich, nur ohne Brezel und Ei, in Scharen von Haus zu Haus oder von Stockwerk zu Stockwerk, um mit ihren Liedern und Versen um eine Gabe zu bitten.

*Summer, Summer, Summer,
ich bin a klenner Pummer,
ich bin a klenner Keenich,
gatt mer nich zu wenich,
lusst mich nich zu lange stiehn,
ich muß a Häusla wettergiehn.*

Das wichtigste Accessoire beim schlesischen Sommersingen ist der Sommerstecken, der auch Sommerbäumel, Summerwadel oder Mai genannt wurde. Die Sommerstecken, mit bunten Papierblumen geschmückte Gerten, waren in vielen Formen und Ausführungen üblich. Darüber hinaus gab es aber auch Sommerbäumel, die noch die immergrüne Unterlage (Fichte, Wachholder, Tanne) hatten. Die Ackerebene

in Schlesien, in der der Wald selten war, förderte diesen Formenreichtum. Manchmal war auch der Buchsbaum aus dem Bauerngarten als Immergrün in den Stecken. In Oberschlesien bis ins Kuhländchen hinein wurden Moläer, also Maleier zum Verzieren benutzt, einfarbig eingefärbte Eier – schwarz oder dunkelrot –, in die Pflanzenranken und Blumen eingekratzt werden. Zum Kratzen brauchte man ein sehr scharfes oder spitzes Instrument. Früher benutzte man alte Rasiermesser dazu.

Mit diesen Stecken gingen die Kinder von Haus zu Haus „summern“, sangen ihre „Heischeversel“, die Papierbänder flatterten im Wind, und so zogen sie mit den erhaltenen Gaben weiter. Man beschenkte sie mit Eiern, Süßigkeiten, Obst und vor allem den für das Sommersingen typischen Schaumbrezeln, auch Beegla genannt; jeder gab nach seinem Vermögen, beim Fleischer gab's ein Stück Wurst.

Sie sangen die unterschiedlichsten Versel. In „Silesia cantat“ sind die gebräuchlichsten Liedchen abgedruckt. Es gab viele Variationen, und das Lied wurde oft dem Haus angepasst. Zu den „ruten Riesla“ gibt es noch die Ergänzungen:



Schon in grauer Vorzeit war die Dialektik von Heischen und Spotten Anlass für bunten Spaß – den offenbar nicht nur die Kinder hatten

Bilder: Wikimedia

*Die Frau, die geht im Hause rum,
sie hat ne weiße Schürze um,
ne Schürze mit ner Krause,
sie ist die Schönste im Hause.
Ne Schürze mit nem Bande,
sie ist die Schönste im Lande.*

Und dann noch:

*Ne Schürze mit nem Luche,
sie brummt die ganze Wuche.*

Auch der Herr bekam seine „Revermande“:

*Der Herr, der hat ein' hohen Hut,
es sind ihm alle Mäd'el gut,
die dünnen und die dicken,
die möchten sich erdrücken,
die kleinen und die großen,
die möchten sich erstoßen.*

Aus Österreich-Schlesien kommt das Versel: „Fladerwisch und Ziegenhäut, ei dam Haus sein geizge Leut.“ Die Aller kleinsten der Gruppe sangen folgende Verschen: „Ich bin a klee Pinkerla, steck ei am Winkerla, wer mich will sahn, muß mer woas gahn!“

Sobald die Tür aufging, die Frau des Hauses heraustrat und jedem in sein weißes Säckchen eine Brezel, ein Ei, ein Beegla (ein ringförmiges Schaumgebäck) oder „eenen Blehma“ (ein Zehnpfennigstück) gleiten ließ, strahlten die vor Eifer und Erregung erhitzten Gesichter, sofort stimmte eines der Kinder an:

*Die goldne Schnur geht um das Haus,
die schöne Frau Wirtin geht ein und aus,
sie ist wie eine Tugend, ja Tugend.
Wenn sie morgens früh aufsteht
und in die liebe Kirche geht,
da setzt sie sich an ihren Ort
und hört gar fleißig Gottes Wort.*

Kam gar der Herr des Hauses heraus,
schallte es ihm fröhlich entgegen:

*Derr Herr, der hat nen hohen Hutt,
dem sein ja alle Madel gutt.
A wird sich wohl bedenken,
zum Summer uns was schenken.*

Der Herr schmunzelte und steckte jedem Kind zwei Beegla in sein Säckchen. Und weiter ging es zum Nachbarn, dem „Nupper“. Selbst über die kleinste Gabe freuten sich die Kinder. Neid kannten sie nicht. Nur, jedes hätte gern das vollste Säckchen heimgetragen. Lebten zwei Nachbarn in Streit miteinander, so hatten die Säng' den Nutzen davon, denn vom letzten der beiden, die sie besuchten, erhielten sie meistens die doppelte Menge.

Obwohl der Winter in Schlesien früher beginnt und strenger und länger regiert als hier im Westen, war der Schnee bis zum Sommertag immer getaut. Kahl und traurig standen die Bäume und Sträucher in den Anlagen, als schämten sie sich ihrer Blöße. Nur über die Wiesen breitete sich ein erster Schleier von zartem Grün. Und blies gerade ein neckischer Wind mit vollen Backen durch die Straßen, durften die Mädchen schon an Lätare ein duftiges Sommerkleidchen anziehen, farbig und geblümt, dass es so richtig zum bunten Sommerstecken passte. Die Jungs allerdings trugen bereits seit Wochen kurze Manchesterhosen und zeigten stolz ihre nackten Knie.

Selbstverständlich wurde auch vor den Häusern des Bürgermeisters und des Lehrers gesungen, der die Kinder einige der Lieder gelehrt hatte, wie das schöne:

*Rot Gewand, rot Gewand,
schöne grüne Linden,
suchen wir, suchen wir,
wo wir etwas finden;*



*Und bunt geht es auch hier und heute weiter,
etwa in Herne*

*gehn wir in den grünen Wald,
sing'n die Vögel jung und alt.
Frau Wirtin, sind Sie schon drinne,
wir hören Ihre Stimme.
Sind Sie drin, so komm'n Sie raus
und teilen uns den Sommer aus.
Rot Gewand, rot Gewand,
schöne grüne Linden.*

Oder das:

*Rute Riesla, rute Riesla
wachsa uffm Stengel,
der Her is schien, der Her is schien,
die Frau is wie a Engel.
Der Her, der hoot ne huhe Mütze,
der hoot se vuul Dukoata sitze,
a watt sich wull bedenka
und watt mer wull woas schenka.*

Rute Riesla heißt auf Hochdeutsch: Rote Rosen. Immer wieder wurden zur alten Melodie neue Verse gedichtet. Die zweite Strophe von „Rute Riesla“ lautet:

*Die Frau, die hoot a ruta Rook,
die greift wull ei a Eertoop,
sie watt sich wull bedenka,
und uns a Eela schenka.*

Städtler und Dörfler gingen nicht unvorbereitet in den Sommersonntag. Besonders wer viele Kinder in der Verwandtschaft hatte, rechnete mit einem regen Besuch und hatte sich rechtzeitig mit Süßigkeiten und Kleingeld eingedeckt. Die Bäcker hatten schon Tage vorher angefangen, Beegla zu backen, die das Jahr über nicht gefragt waren, ähnlich den Martini- Hörnchen, die zu Martini angeboten wurden.

Wie bereits erwähnt, kam es nicht selten vor, dass den Kindern niemand öffnete. Da halfen die schönsten Lieder, ja die witzigsten Verse nichts; es blieb ihnen dann weiter nichts übrig, als ihrem Unmut mit folgenden Worten Luft zu machen:

*Hiehnermist, Taubamist,
ei dam Hause kriggt ma nischt,
is doas nich ne Schande
ei dam ganza Lande!*

Oder:

*Geizhols, Geizhols,
friss ock olls, friss ock olls!
Wenn de wirscht gesturba sein,
warn de Kroocha tichtig schrein –
Geizhols, Geizhols!*

Der schlesische Autor und Heimatdichter Walter Reiprich aus Reichenbach im schlesischen Eulengebirge schreibt in seinen Aufzeichnungen u. a., dass gegen Mittag die Kinder todmüde heimkehrten, schließlich waren sie schon seit sieben Uhr früh unterwegs gewesen. Stolz öffneten sie dann die Säckchen und leerten den Inhalt auf den Tisch. Dabei gab es manche Überraschung. Nicht nur in Form von Buntstiften oder Heften. Im Eifer war man mit dem Säckchen unvorsichtig umgegangen. Dabei war eines der Eier, eine besondere Kostbarkeit unter den Gaben, gesprungen und ausgelaufen, oder die Lakritze hatte mit dem Schreibheft Bekanntschaft geschlos-

sen. Die Tränen, die sich dann einstellten, wurden tapfer unterdrückt, denn zu viele schöne Dinge gab es zu bewundern, die ein Kinderherz höher schlagen lassen. Vater und Mutter mussten an der Freude teilnehmen. Ganz rot vor Glück war das Gesicht des Kindes dabei. Und am Abend beim Schlafengehen träumte es bereits vom „Summer“ im nächsten Jahr. Unvergessene, glückliche Kinderzeit in Schlesien.

In Bonn wurde dieser Brauch nach der Vertreibung 1958 wiederaufgenommen, in Neuss zieht man ebenso seit vielen Jahren von Haus zu Haus. Da der Kreis der so besuchten Landsleute immer größer wurde und kaum an einem Tag zu schaffen war, ging man in Neuss vor einigen Jahren

dazu über, die Veranstaltung in einem Saal abzuhalten. In München singen heute die Kinder in schlesischer Tracht vor dem Rathaus nach dem Glockenspiel vom Rathausurm für die zahlreichen Münchner und Touristen.

Auch heute noch wird dieser Brauch von Nord bis Süd und West bis Ost in sehr vielen schlesischen Landsmannschaften und Gruppen, besonders aber in Volkstanz- und Trachtengruppen aufrechterhalten. Beispiele dafür geben die Trachtengruppe in Herne, der Trachten-Tanzkreis Djonathan in Neuss, der Schlesische Heimatbund Niesky und die Riesengebirgs-Trachtengruppe in München.

Michael Ferber (KK)

Trockengefallen

„Im Fluss der Zeit. Jüdisches Leben an der Oder“ in Greifswald

Im Pommerschen Landesmuseum Greifswald wurde die deutsch-polnische Wanderausstellung des Deutschen Kulturforums östliches Europa Potsdam unter dem Motto „Im Fluss der Zeit / Z biegiem rzeki. Jüdisches Leben an der Oder“ eröffnet. Bei der Vernissage führten die Kuratorinnen Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach und Dr. Magdalena Gebala mit Vorträgen in die Thematik ein und begleiteten die Besucher durch die Ausstellung.

Das Ziel der Präsentation ist, das jüdische Leben entlang der Oder von seinen Anfängen bis heute vorzustellen. Die Ausstellung widmet sich Momenten der jüdischen Geschichte beiderseits der Oder. Sie will zum Nachdenken und zum Gespräch zwischen den ehemaligen und den heutigen Bewohnern der Region anregen. Sie gilt auch als Einladung zur Neuentdeckung des deutsch-polnisch-jüdischen Kulturerbes.

Die Landschaft an der Oder mit ihren wechselnden herrschaftlichen und nationalen

Zugehörigkeiten war über Jahrhunderte ein Begegnungsraum. Hier kreuzten sich auch die deutsch-jüdische und die polnisch-jüdische Kultur. Seit dem 19. Jahrhundert war ein kultureller und wirtschaftlicher Aufschwung festzustellen, der aus Städten wie Breslau ein Zentrum der Kunst und Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft machte.

In der Neuzeit bedrohte der Nationalismus, gepaart mit dem Antisemitismus, diese kulturelle Vielfalt an Oder, Obra und Warthe. Der Nationalsozialismus zerstörte sie. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden weite Abschnitte der Oder zur deutsch-polnischen Grenze und die deutsche Bevölkerung aus den Regionen östlich des Flusses vertrieben.

Polen fanden hier eine neue Heimat, und für kurze Zeit schien es, dass in Niederschlesien und Pommern jüdisches Leben heimisch werden könnte. Mehrere Zehntausend polnisch-jüdische Überlebende des Holocaust siedelten sich hier an, aber



*Die schöne Kargheit
und hohe Würde des
Alltags*

Bild aus der Ausstellung

die meisten wanderten bis Ende der 1960er Jahre wieder aus.

Die Wanderausstellung besteht aus 20 freistehenden Tafeln und kann kostenlos ausgeliehen werden. Die Ausstellungstermine koordiniert das Deutsche Kulturforum östliches Europa. Weitere Veranstaltungen im Rahmen der Ausstellung, die bis zum

28. April zu sehen ist, waren der Vortrag von Professor Dr. Jörg Hackmann (Stettin/Greifswald) über „Die deutsch-jüdische Geschichte Stettins. Eine Spurensuche“ und der Beitrag „Die jüdischen Kaufmannsfamilien in Stralsund“ von Nadine Garling (Stralsund).

(KK)

Der Korse, ein Korsar des Todes

Napoleons Wüten im Osten nach Arno Surminski und Günter Müchler

Der 18jährige Martin Millbacher verfällt im Sommer 1812 dem Glanz der Großen Armee des Kaisers Napoleon. Schon einmal hatte sich das Bild der bunten Uniformen und Fahnen, der Bläser und Trommler, der begeisterten Jubelrufe „Vive l'Empereur!“ in das Gedächtnis des jungen Burschen eingebrannt, als sein Vater Anton, ein Salzburger Emigrant, ihn und seinen älteren Bruder Gregor nach Tilsit mitgenommen hatte. Dort wollte er nicht den „Antichristen“ Napoleon sehen, sondern „seinen“ Preußenkönig und dessen Frau Luise. Der aber war nicht zugelassen beim Gespräch

zwischen Kaiser und Zar im Zelt auf dem Memelfloß. Verärgert fuhr Anton Millbacher mit seinen Söhnen ins heimatliche Jorate zurück. Erst später erfuhr er von dem ergebnislosen Gespräch zwischen Königin Luise und Napoleon. Seit 1807 stehen die glanzvollen Bilder des Korsen und seiner machtvollen Truppen vor den Augen des Heranwachsenden und vergolden seine nächtlichen Träume. Wie Millionen andere seiner Generation ist er dem fatalen Reiz dieses ruhelosen Heerführers erlegen, der schon seit über einem Jahrzehnt durch ganz Europa eine Blutspur seiner

Schlachten zieht. Auch Mareike, die schöne Tochter des Scherenschleifers Rudies aus Paskalwen, kann das Feuer der Abenteuerlust ihres Freundes nicht eindämmen. Die beiden verbringen schöne Stunden ihrer Jugendliebe in den Wiesenauen an der Memel.

Als Zweitgeborener hat Martin kein Anrecht auf den väterlichen Hof. Den erbt Gregor. Nach des Vaters Rat soll Martin auf Wanderschaft gehen und danach in einen Hof einheiraten, wo der Erbe fehlt. Martin will aber nicht durch Deutschland wandern, sondern mit der Großen Armee marschieren. Vater Anton muss schließlich widerwillig nachgeben, weil sein König mit Napoleon gegen den Zaren zieht. Wohl ist es dem alten Millbacher bei dieser merkwürdigen Koalition nicht.

Ein Vater-Sohn-Konflikt: Der Alte, verwurzelt in bäuerlicher Tradition und Frömmigkeit. Der Junge, geblendet vom Glanz der Welt und des Ruhmes. Ein zeitgeschichtlicher Topos, der sich im 20. Jahrhundert gleich mehrfach wiederholen sollte. Im Sommer 1812 schließt sich Martin der Großen Armee an und dient bei den Kanonieren, wo er zwar nicht reiten, aber sich um die Zugpferde kümmern kann.

Aus Martins Perspektive beobachtet, kommentiert, erleidet Arno Surminski den langen Weg der Großen Armee von der Memel zur Moskwa und zurück. Es ist der Weg einer tiefen Wandlung des jungen Mannes von verblendeter Begeisterung zu entsetzter Ernüchterung. Innerhalb kaum eines halben Jahres zerfällt sein Napoleon-Bild, und die Realität dieses mörderischen und sinnlosen Krieges nimmt ihm und seinen hunderttausenden von Opfern jede heldenhafte Erhabenheit. Was er sieht und erlebt, verändert ihn und seine Sicht grundlegend. Aber Martin bewahrt seine charakterliche Substanz. Zwei Menschen hat er in seinen Gedanken mitgenommen, die ihm Halt geben, seinen Vater und Mareike. So bleibt er auch unter den grausamsten Umständen seinen Wurzeln treu, die ihm sein Vater an Ehrgefühl, Rechtschaffenheit und Frömmigkeit mitgegeben hat. Und seine ihn während des ganzen Marsches begleitenden Träume von Mareike bewahren ihn vor der zunehmend um sich greifenden Sittenlosigkeit und barbarischen Verwilderung seiner Kameraden.

Zunächst geht alles vor sich wie ein Sommerspaziergang. Martin befindet sich in der Obhut seines Korporals Albrecht. Über

Einstweilen mit dem Rückenwind der Geschichte einem Zenith zustrebend, der in der russischen Steppe elendig verflachen sollte: Napoleon Bonaparte hoch zu Ross und Ruhm in der Sicht des Hofmalers

Bilder: Wikimedia



Kowno, Wilna und Smolensk kommt man auf die breite Straße nach Moskau. Bis dahin hat man Verluste durch Gewitter oder Hitze, Hunger und Durst. Schon dadurch verliert man bereits tausend Pferde und auch einige Soldaten. Noch wird man von der russischen Bevölkerung freundlich empfangen. Napoleon hat die Losung ausgegeben, sie „wie eure Brüder“ zu behandeln und jedes Marodieren und Rauben verboten. Das wird sich bald ändern. Bei Ostrowa gibt es erste Gefechtstote. Bald kommt ein neues Wort auf: Fouragieren. Wer satt werden will, muss auf Fourage gehen, also den Bauern Geflügel, Schweine, Getreide rauben, um die Truppe zu ernähren. Martin kümmert sich lieber um die Pferde.

An des Kaisers 43. Geburtstag zu Mariae Himmelfahrt steht Martin vor Napoleon, die Berührung von dessen Reitgerte an der Schulter empfindet er wie einen Ritterschlag. Der Kaiser behauptet, Martin bei Kowno am Njemen und vor fünf Jahren auf dem Marktplatz in Tilsit gesehen zu haben. Er ist beeindruckt! Aber dann kommt es wirklich zu einer Schlacht. Aus Smolensk hat sich der neue russische Oberkommandierende Kutusow mit dem Heiligenbild der wunder tätigen Madonna zurückgezogen, aber in Borodino an der Moskwa stellt er den Eindringling und fügt ihm beinahe eine schwere Schlappe zu. Es ist der 7. September 1812.

Surminski schreibt: „Als der Morgen dämmerte, lebten sie noch, die Franzosen und Russen, die Spanier, Italiener, Kroaten. Österreicher, Preußen, Polen, Sachsen, Hamburger, Bayern, Württemberger, Schweizer, Hessen, Westfalen, Belgier, Holländer, Litauer, die Donkosaken, die Köche, und Diener, die Pferdeburshen und Marketenderinnen, die Kurtisanen und Trommlerjungen. ... Noch am Leben waren auch an die tausend Zugochsen und mehr als hunderttausend Pferde, die die Kanonen und Kutschen bis nach Borodino

gezogen hatten, dazu die Reitpferde der Garde und die Kavalleriepferde des Königs von Neapel.“

Am Abend dieses Tages sind von mehr als 130 000 Soldaten der Großen Armee 35 000 und von 120 000 Russen 40 000 tot; Napoleon hat 47 Generäle und 480 Offiziere verloren und einen Pyrrhussieg errungen. Kutusow hat mit seinem Widerstand den Russen wieder Auftrieb gegeben. Er marschiert nach Moskau, aber durch die Stadt hindurch und weiter nach Südosten. Der Zar ist in Sankt Petersburg, und vom 14. bis zum 18. September 1812 brennt Moskau. Napoleon zieht in eine brennende Stadt, er ist allein, der Zar kommt nicht, sein Feldzug ist gescheitert. Was folgt, sind Chaos und Verfall, der Verlust von Anstand, Disziplin und Würde. Die Große Armee wird zu einer Räuberbande.

Martin hat in Borodino seinen Korporal Albrecht verloren. Dieser Verlust und das Grauen des tausendfachen Todes, das nicht enden wollende Schreien und Klagen der Verwundeten, das Leid der Pferde treffen ihn tief. Er findet ein verlassenes Pferd und Henry, einen Schweizer, ein paar Jahre älter und erfahrener als Martin. Beide schließen sich den Reitern des sagenhaften Königs von Neapel, Murat, an. Henry und Martin werden die Grauen des Rückzugs überstehen und schließlich in Jorate ankommen. Doch zuvor erleben sie, wie die Große Armee jede soldatische Haltung ablegt und nach dem Brand in Moskau aus den erhaltenen Häusern und Kirchen Teppiche, Gemälde, Gobelins und Kleider, liturgische Gewänder, Leuchter und Schmuck erbeutet, um die Schätze nach Hause mitzunehmen. Henry beschafft sich zwei Pelzmäntel, Martin begnügt sich mit einem kleinen Medaillon. Napoleon residiert währenddessen im Kreml, schaut auf die zu zwei Dritteln verwüstete Stadt und wartet vergebens – viel zu lange, wie er später zugibt – auf eine Nachricht des Zaren.



Verheertes Heer: Versprengte französische Soldaten auf dem Rückzug

Schließlich ordnet er den Rückzug an und ruft Murat und seine Reiter von der vergeblichen Verfolgung Kutusows zurück; sie sollen die Arrièregarde bilden. Das erweist sich als nachteilig, weil aufgrund eines Befehls alle vor ihnen Marschierenden verbrannte Erde hinterlassen, so dass man im Spätherbst und beginnenden Winter im Freien kampieren, Hunger leiden und ständig „fouragieren“ muss. Die nicht mehr so Große Armee zieht sich mitsamt Tross über 50 Kilometer, längst geben die Trommler nicht mehr den Takt der Schritte vor, man schleppt sich dahin, Hunger und Krankheit halten reiche Ernte. Die Große Armee hinterlässt nicht nur Tote und Verwundete, sondern auch die zunehmend lästige Beute. Wölfe, Füchse und Krähen verfolgen die Armee, die Kosaken Kutusows beobachten Napoleons Armee und holen sich die zurückgelassene Beute.

Da man den gleichen Weg nimmt, den man gekommen ist, muss man durch die stinkenden Leichenfelder von Borodino, wo die Toten der Schlacht und 35 000 Pferde verwesen. An der Beresina beweist Na-

poleon Ende November 1812 noch einmal sein taktisches Genie. Ein Täuschungsmanöver gelingt, 400 holländische Sappeure des Generals Eblé bauen bei Studenka, im eisigen Wasser stehend, zwei Brücken über den Fluss; nur zwanzig überleben. Die Garde, der Kaiser sowie Truppen und Kanonen überqueren die Beresina, dann lässt Napoleon die Brücken zerstören. Zehntausende bleiben zurück und werden von den Kosaken niedergemetzelt.

Henry und Martin sind bei den Glücklichen, die die Beresina hinter sich haben, aber ein Granateinschlag nimmt ihnen Neringa, Martins Pferd. Bei dem Versuch, sich auf einem Bauernhof neue Pferde zu beschaffen, schießt Martin den sich wehrenden Bauern nieder. Henry beruhigt ihn, aber Martin bleibt betroffen. Nie darf er Mareike von dieser Tat berichten. Auf einem verlassenen Gutshof im litauischen Smorgoni bekommen die beiden mit, wie der Kaiser nach einem abendlichen Gespräch mit seinen Marschällen die Große Armee verlässt, um nach Paris zu eilen, das er in nur dreizehn Tagen am 18. Dezember 1812 erreicht. Politik ist wichtiger als die Große Armee, die für Napoleon keinen Wert mehr besitzt. Sie sei in keinem vorzeigbaren Zustand, sagt er. Deswegen sollen aus Wilna alle ausländischen Diplomaten entfernt werden.

Martin und Henry erreichen als erste Wilna, das einen Tag später zu einem unansehnlichen Kranken-, Elends- und Todeslager der verbliebenen völlig zerlumpten und verelendeten Reste der Großen Armee wird. Dieses Grauen lassen sie so schnell wie möglich hinter sich, weil sich die Truppe ohnehin in völliger Auflösung befindet. Außerdem ist es nicht mehr weit bis Jorate, wo die beiden wohlbehalten ankommen. Henry will weiter, hinter seinem Kaiser her, dem er schon so lange treu gedient hat und dem er weiter ergeben ist. Martin hat genug vom Krieg, er will keine Waffe mehr ziehen. Er heiratet seine Mareike. Henry sieht er nie wieder.

Nach kurzer Zeit ist es Vater Anton, der Martin zu den Waffen drängt, weil jetzt sein König gegen den Korsen zu den Soldaten ruft. Er sei doch ein erfahrener Soldat. Martin verweigert sich zum Kummer des preußisch gesinnten Vaters. Für ihn ist der Krieg ein Albtraum. Mareike gibt den Ausschlag, sie ist schwanger, und auch nach der Bibel darf der Bräutigam ein Jahr lang nicht in den Krieg ziehen. Dem kann der fromme Alte nicht widersprechen. So muss Gregor hinaus und fällt in der Völkerschlacht bei Leipzig, ein bitteres Glück für Martin, der den Hof erbt und bald eine Familie hat.

Arno Surminski hat ein Anti-Kriegsbuch geschrieben, das keine Grausamkeit, kein Elend, keinen Schrecken unerwähnt lässt. Ein Anti-Kriegsbuch kann gar nicht grausam genug sein, sagt er. Über die Kapitel seines Romans schreibt er hin und wieder treffende Sinnsprüche aus der Bibel, aus Tolstois „Krieg und Frieden“, dem „Antimachiavell“ Friedrichs II. oder auch von Zeitzeugen. Der letzte lautet: „Die Geschichte wiederholt sich, und jedes Mal kostet es mehr.“ (Halldór Laxness) In der Tat: Nicht nur Napoleon hat die Jugend Europas einer Generation vernichtet; im 20. Jahrhundert wurden die Hekatomben in zwei Weltkriegen vervielfacht.

Der 250. Geburtstag des kleinen Korsen im August 2019 hat auch den Historiker Günter Müchler beflügelt, zur Feder zu greifen und ein Opus Magnum von über 600 Seiten Umfang, mit fast tausend Anmerkungen, einigen Abbildungen und zwei Übersichtskarten vorzulegen. Die umfassende Biographie ist brillant geschrieben. Sie behandelt im letzten Drittel mit dem „Vorstoß ins Leere“ die gleiche Thematik, die Arno Surminski zum Hintergrund seines Romans gewählt hat. Auch Müchler sieht nicht nur die großen Linien der Geschichte, sondern lässt durch Zeitzeugen und detaillierte Beobachtungen die menschliche Tragödie der geschilderten Vorgänge durchscheinen. Das von ihm verarbeitete

Quellenmaterial ist enorm. Diesem verdanken wir eine Notiz aus dem Sommer 1813, als Europa sich nach der Katastrophe von Russland auf die Völkerschlacht bei Leipzig vorbereitet. Am 24. Juni 1813 empfängt der Kaiser den österreichischen Fürsten Metternich im Dresdner Palais Marcolini zu einem Gespräch, das über acht Stunden dauern wird und in dem Napoleon sich nicht immer unter Kontrolle hat. Müchler berichtet: „Er brüstet sich mit der Unerschöpflichkeit seiner militärischen Ressourcen. Als Metternich ihm die Jugend der Soldaten entgegenhält und fragt, wann er die nächste Generation verheizen wolle, verliert er die Contenance. ‚Ihr seid kein Militär‘, herrscht er Metternich an. ‚Ihr wisst nichts über die Seele eines Soldaten. Ich bin im Feldlager aufgewachsen, und ein Mann wie ich scheißt auf das Leben von einer Million Menschen.““

Es ist erstaunlich, dass bei allem besseren Wissen um eine solche Äußerung Müchler durch das Leben seines Helden in den Bann geschlagen bleibt. Selbst im Scheitern gewinnt dieses Leben für ihn „die Eindringlichkeit einer Menschheitserzählung“. Surminski gesteht, dass er während des Schreibens an seinem Roman die ursprünglich noch vorhandene Ehrerbietung dem korsischen Kaiser gegenüber verloren habe. – Wie viele Menschenleben ist eine historische Persönlichkeit mit ihrer Leistung, wie viele Tote sind seine Taten und ggfs. auch bleibenden „Verdienste“ wert? Oder darf man eine solche Frage aus wissenschaftlicher Perspektive nicht stellen? Ist die humanitäre Seite für die Politik unerheblich? Für Surminski ist sie es nicht: Krieg darf kein Mittel der Politik mehr sein.

Klaus Weigelt (KK)

Arno Surminski: Der lange Weg. Von der Memel zur Moskwa. Roman. Stuttgart 2019.

Günter Müchler: Napoleon. Revolutionär auf dem Kaiserthron. Darmstadt 2019.

„... ich von aller Welt in wilde Waldberge verbannter einsamer Wanderer“

Ferdinand von Hochstetter: Briefe aus dem Böhmerwald 1852–1855. Mit Holzschnitten von Christian Thanhäuser. Herausgegeben von Sascha Nolden. Edition Thanhäuser, Ottensheim/Donau 2017, 116 Seiten, 24 Euro

Der in Esslingen am Neckar geborene Ferdinand von Hochstetter (1829–1884) hatte es in Österreich zu einem bedeutenden Geologen und Naturforscher gebracht, dessen wissenschaftliche Leistungen bereits zu seinen Lebzeiten den europäischen Horizont überschritten. Unter anderem war er auch an Forschungs-Expeditionen in Übersee beteiligt. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte er maßgeblich an der Schaffung der ersten geologischen Kartierung Neuseelands beigetragen – an Ort und Stelle.

Sein Aufenthalt im Böhmerwald lag da nur wenige Jahre zurück. Als ambitionierter junger Vertreter einer in Österreich noch jungen Wissenschaft – 1849 wurde die Geologische Reichsanstalt gegründet – wollte er eigentlich einschlägige Forschungen in Tirol unternehmen, wurde aber zu seiner Enttäuschung als freiwilliger Hilfsgeologe für Böhmen delegiert. Vor seiner Abordnung hatte er noch am 11. Februar 1853 frustriert dem Vater aus Wien seine Befürchtung zum Ausdruck gebracht, dass er „wahrscheinlich in den südlichen Theil von Böhmen, den langweiligsten und uninteressantesten Winkel des ganzen Kaiserstaates“, entsandt würde.

Die hier erstmals veröffentlichten Briefe vermitteln anschauliche wie aufmerksame Blicke eines hochmotivierten Wissenschaftlers, der seine Eltern im fernen Esslingen an seinen Erkundungen in einer fremden Welt teilhaben lässt. In den abgelegenen Landstrichen des Böhmerwaldes

entdeckt der junge Forscher Orte, die sich von allem bisher Gewohnten unterscheiden. Dem Nimbus des Unbekannten entspricht zudem ein raues und zuweilen unberechenbares Klima. Dichte, undurchdringliche Wälder prägen weithin die oftmals noch wenig erschlossenen Landstriche: „Von solchen Waldmassen, wie sie hier in unübersehbarer Ausdehnung über den Bergrücken fort u. fort liegen, hat man bei uns keine Vorstellung, u. meist Urwald, noch von keiner Axt berührt, Tannen- u. Fichtencolosse“.

Er freut sich über ein Lebenszeichen seiner Eltern, das ihn am 30. August in Eisenstein am Fuß des Arber erreicht hat und schreibt am 27. September 1853: „Welche Freude ich gehabt, könnt ihr euch nicht denken, ich von aller Welt in wilde Waldberge verbannter einsamer Wanderer!“. Seine Erleichterung untermalt er mit milder Ironie und bringt sie in einer schönen Alliteration zum Ausdruck.

Von Hochstetters Aufenthaltsorte erstrecken sich von Krumau, dem Plöckenstein, Winterberg und Pürstling über Neugedein und Bischofteinitz bis hin zum Egerer Kreis und Tachau. Seltener logiert er in den wenigen Wirtshäusern und genießt umso mehr die Gastfreundschaft von fürstlichen Beamten oder Förstern. Da er neben dem Land auch die Leute kennenlernt, geraten seine Briefe zuweilen auch zu mentalitätskundlichen sowie landesgeschichtlichen Einblicken. Die Pracht sonntäglicher Trachten findet dabei ebenso Erwähnung wie eine labyrinthische Bürokratie, wenn es darum geht, zugesandte Bücherpakete in Empfang zu nehmen. Allerdings hatte Ferdinand von Hochstetter längst einen Zugang zu diesem Landstrich gefunden und dessen eigentümliche Schönheit schätzen gelernt.

Die vorliegende Ausgabe endet mit einem Schreiben Hochstetters an seine Eltern vom 8. Januar 1855, das er im Anschluss an seine geologischen Erkundungen bereits wieder aus

Wien abschickte. Stolz setzte er seine Angehörigen darüber in Kenntnis, dass der Minister des Inneren, Alexander von Bach, nach einigem Hin und Her seine feste Anstellung genehmigt hatte.

Diese „Briefe aus dem Böhmerwald“ überzeugen auch in ihrer feinen bibliophilen Aufmachung, die mit behutsamen Erläuterungen sowie einem Personen- und einem zweisprachigen Ortsverzeichnis versehen ist. Überdies fügen sich die sechzehn Holzschnitte von Christian Thanhäuser auf geradezu organische Weise zu einem in besonderer Weise eindrucksvollen Böhmerwald-Büchlein.

Volker Strebel (KK)

Europas Neu-Ordnung

Deutsch-polnische Kuratorentagung

In den vergangenen drei Jahren führte Haus Schlesien in Königswinter bereits konstruktive Kuratorentagungen zu Themen wie Flucht und Vertreibung, Heimatverlust und Entwurzelung sowie schlesische Identitäten durch. Jetzt gab es in Königswinter erneut eine deutsch-polnische Arbeitstagung. Diese fand in Anlehnung an die aktuelle Sonderausstellung im Haus Schlesien statt, „Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung. Die Folgen des Ersten Weltkrieges für Schlesien“.

Am grenzüberschreitenden Dialog nahmen 15 Kuratoren und wissenschaftliche Mitarbeiter von deutschen und polnischen Kulturinstitutionen teil. Darunter waren auch Vertreter der Kooperationspartner, die an dem von Silke Findeisen kuratierten Ausstellungsprojekt mitwirkten. Bei der Arbeitstagung wurden die Sicht beider Nationen auf den Weltkrieg unter verschiedenen Gesichtspunkten gegenübergestellt, Parallelen und Differenzen herausgearbeitet sowie Spannungen in der politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung diskutiert.

Die Teilnehmer stellten ihre Projekte und Planungen zum Themenfeld in Referaten vor, wobei der Blick auch über die Region Schlesien hinausging. Beim Erfahrungsaustausch wurden nicht nur die unterschiedlichen Ideen erörtert, sondern auch Probleme in der Umsetzung und Präsentation der Vorhaben angesprochen. In regem Dialog wurden auch zahlreiche Lösungs-

ansätze formuliert. Die Konferenzsprachen waren Deutsch und Polnisch, die Vorträge und Diskussionen wurden konsekutiv gedolmetscht.

Das Ende des Ersten Weltkrieges stellte für Mitteleuropa eine deutliche Zäsur dar. Schlesien als Grenzregion im Osten war dabei besonders von den Gebietsabtretungen betroffen. Die Jahre 1918/1919 und die ihnen folgenden waren eine Zeit des Umbruchs in Deutschland, Europa und weltweit. Es waren Schicksalsjahre, die die politische Landkarte Europas verändert und auf dem gesamten europäischen Kontinent Spuren hinterlassen haben. Das Gedenken an das Jahr 1918 war Anlass für zahlreiche Museumsprojekte und Veranstaltungen.

Einer der insgesamt vier Themenblocks im Rahmen dieser Arbeitstagung war dem Thema „Der Erste Weltkrieg – Krieg ohne Ende und Kriegsende“ gewidmet. Referenten waren Dr. Frank Mäuer, Kurator der Ausstellung „Heimat. Front – Oberschlesien und der Erste Weltkrieg“ sowie Dariusz Andruskiewicz und Anna Czempik vom Opladener Geschichtsverein Leverkusen, die u. a. über das europäische Kooperationsprojekt „KRIEGSENDEN in europäischen Heimaten“ informierten. Lilia Antipow vom Haus des Deutschen Ostens München sprach über „Die Pariser Vorortverträge und die Geschichte Schlesiens als Programmschwerpunkt im Haus des Deutschen Ostens 2019“. Leszek Jodlinski, Direktor des Oberschlesischen Museums in Beuthen (Muzeum Górnośląskie w Bytomiu), erläuterte das Konzept der Ausstellung „100x100. Unser Jahrhundert“, in dessen Rahmen 100 Objekte aus dem Museumsbestand präsentiert wurden.

In den zweiten Themenblock, „Die Folgen des Ersten Weltkrieges für Schlesien“, führte Dr. Vasco Kretschmann, Kulturreferent für Oberschlesien, mit Ergebnissen einer Podiumsdiskussion unter dem Motto „Oberschlesien und Polens Grenz- und Minderheitenpolitik nach 1918“ ein. Dawid Keller vom Schlesischen Museum Katowitz (Muzeum Śląskie w Katowicach) referierte über „Die Auswirkungen der Teilung Oberschlesiens im Jahr 1922 auf das Verkehrswesen“, und Dr. Grzegorz Studnicki vom Museum des Teschener Schlesiens (Muzeum Śląska Cieszyńskiego w Cieszynie) informierte über den „Polnisch-tschechoslowakischen Streit um das Teschener Schlesien (1918–1920)“.

Im Rahmen des Themenblocks „Die Folgen

des Ersten Weltkrieges in anderen Grenzregionen Europas“ kamen Markus Moehring vom Dreiländermuseum Lörrach, Florian Paprotny, Projektmitarbeiter in der Martin-Opitz-Bibliothek Herne, und Dr. Sabine Grabowski, Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf, zu Wort.

Den Themenschwerpunkt „Der Erste Weltkrieg in der Erinnerungskultur“ bestritten Henryk Dumin, Riesengebirgsmuseum Hirschberg (Muzeum Karkonoskie w Jeleniej Górze), mit dem Beitrag „Folkloreüberlieferungen und erhalten gebliebene materielle Relikte der niederschlesischen Gemeinschaften“ sowie Anna Celuch, Regionalmuseum in Neumarkt (Muzeum Regionalne w Srodzie Slaskiej), mit dem Vortrag „Die Gründung des Neumarkter Museums im zeitgeschichtlichen Kontext der Nachkriegsjahre“.

Die Kuratorentagung im Haus Schlesien mit dem regen Erfahrungsaustausch zwischen den Teilnehmern hat sich erneut als optimale Plattform für einen erfolgreichen grenzüberschreitenden Dialog erwiesen. Die Beiträge werden in einem zweisprachigen Band zusammengefasst und somit auch einem breiteren Publikum zugänglich gemacht.

Dieter Göllner (KK)

Des Volkes eigene Feinde

Die Ungarn verurteilen die einstigen Vertreiber

Ohne politischen Streit läuft in Ungarn die kulturelle Förderung der etwa 150 000 Deutschen. So Emmerich Ritter, Abgeordneter der deutschen Minderheit im ungarischen Parlament bei der vom Ungarischen Generalkonsulat und dem Haus des Deutschen Ostens in München durchgeführten Gedenkveranstaltung für die seit 1946 vertriebenen Ungarndeutschen. Da Ungarn im Sommer 2018 in München ein repräsentatives Gebäude für sein Generalkonsulat erworben hat, konnte die gut besuchte Veranstaltung erstmals dort stattfinden. Dr. Bernd Fabritius, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, nannte das Verhalten der ungarischen Regierung gegenüber den im Land verbliebenen Deutschen ein Vorbild für andere Staaten. Ähnlich äußerte sich Sylvia Stierstorfer als Beauftragte der Bayerischen

Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, die zugleich daran erinnerte, dass Ungarn vor 30 Jahren den Grenzzaun zertrennt und damit den Eisernen Vorhangs gelüftet hat.

Generalkonsul Gabor Tordai-Lejko sprach von jenen, die am 19. Januar 1946 mit der Vertreibung der Deutschen begannen, als von den „Feinden des Volkes“. Im Jahre 2012 beschloss das ungarische Parlament einstimmig den jährlichen Gedenktag. 2016 wurde im Budapester Bezirk Soroksar ein Vertreibungsdenkmal des ungarischen Bildhauers Sandor Kligl aufgestellt. Es zeigt eine Mutter mit ihrem Sohn, die nur mit Koffer und Rucksack ihre Heimat verlassen müssen.

An acht Universitäten und Hochschulen werden derzeit in Ungarn Fachkräfte und Pädagogen für Kindergärten und Schulen für die deutsche Minderheit ausgebildet, an denen insgesamt etwa 14 000 Kinder und Jugendliche mit Deutsch als Muttersprache unterrichtet werden. Einstimmig hat das ungarische Parlament die finanzielle Förderung erhöht und 2010 auch Gehaltssteigerungen für die Erzieher bewilligt.

Wie in den Vorjahren erfreuten Schülerinnen und Schüler durch Gesangs-, Tanz-, Gedicht- und Musikeinlagen. Diesmal kamen sie mit ihren Lehrerinnen aus Werischwar. Ein knappes Drittel der Bevölkerung ist dort deutschsprachig, daher gibt es auch zweisprachige Straßen- und Ortsschilder.

Professor Andreas Otto Weber, Direktor des Haus des Deutschen Ostens, kündigte für 2020 eine Studienreise von bayerischen Lehrern nach Ungarn an.

Norbert Matern (KK)

Nachgelassenes nicht vernachlässigen

Dietmar Scholz beim Kulturwerk Schlesien

Das von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien finanzierte Projekt der Erfassung und Erschließung des literarischen Nachlasses von Dietmar Scholz durch die Stiftung Kulturwerk Schlesien ist nunmehr abgeschlossen. Der Maler-Poet Dietmar Scholz wurde am 15. Oktober 1933 in Kunitz bei Liegnitz geboren, wo er auch seine prägenden Jugend-

jahre verbrachte. Nach der Vertreibung legte er 1951 in Nürtingen das Abitur ab und ließ sich zunächst in Bad Urach, später in Reutlingen nieder, wo er am 19. Februar 2016 gestorben ist. Beruflich war er im Lehrbetrieb der Deutschen Bundespost tätig.

In seinem schriftstellerischen Schaffen widmete sich Dietmar Scholz Lyrik und Prosa in ihren vielfältigen Formen vom Gedicht, dem Aphorismus, der Kurzgeschichte, der Humoreske und Satire, dem Essay bis hin zur Erzählung, wobei er von seinem Beruf als Pädagoge her insbesondere Kinder und Jugendliche im Blick hatte. Mit seiner ersten Veröffentlichung, dem Lyrikband „zwischen den steinen“, trat er 1974 an die Öffentlichkeit. Zahlreiche Veröffentlichungen folgten, die ihn beim Publikum und in literarischen Kreisen bekannt machten, wovon u. a. der Förderpreis zum Andreas-Gryphius-Preis (1978), der Eichendorff-Literaturpreis (1985), das Stipendium zum Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen (1987) und der Edith-Heine-Lyrikpreis (2014) zeugen.

Von der deutschen Literaturwissenschaft wurde das Werk von Dietmar Scholz bisher kaum beachtet, von der polnischen und tschechischen umso mehr. Ausgesuchte Gedichte wurden von polnischen Studenten übersetzt und in zweisprachiger Gegenüberstellung publiziert. Dies hat Dietmar Scholz, dessen Erinnerung an Schlesien und an den Verlust der einstigen Heimat nie erlosch, sehr erfreut, zumal seine Texte den Heimatverlust ohne Schuldzuweisung oder Verurteilung nüchtern beschreiben. Allerdings sollte man das Werk von Dietmar Scholz nicht auf den Heimatverlust einengen, behandelt er doch auch allgemeine, grundlegende Themen des menschlichen Seins und des Alltags.

Der umfangreiche literarische Nachlass wurde nun gesichtet, geordnet und verzeichnet. Er beinhaltet neben Materialien zu seiner Person vor allem veröffentlichte und unveröffentlichte Texte, verschiedene Textfassungen, Fragmente, Unvollendetes und Ideensammlungen, Korrespondenz mit Schriftsteller- und Künstlerkollegen. Das entsprechende Findbuch ist als durchsuchbare Datei auf der Homepage der Stiftung Kulturwerk Schlesien (www.kulturwerk-schlesien.de) unter Aktuelles/Nachlässe zu finden. Der Nachlass wird in den Räumen der Stiftung Kulturwerk Schlesien in Würzburg verwahrt und kann dort eingesehen werden. Er

steht insbesondere für literaturwissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung. Interessenten werden gebeten, sich vor einem Besuch mit der Stiftung in Verbindung zu setzen.

Ulrich Schmilewski (KK)

Stadtschreiber in Allenstein

Schriftsteller und Übersetzer Marcel Krueger

Eine vom Deutschen Kulturforum östliches Europa berufene internationale Jury wählte Marcel Krueger, der als Schriftsteller und Übersetzer in Dundalk (Irland) lebt, zum Stadtschreiber in Allenstein/Olsztyn. Als Wanderstipendium konzipiert, war es bisher u. a. in Danzig/Gdansk, Fünfkirchen/Pécs, Reval/Tallinn, Marburg/Maribor, Kaschau/Košice, Riga, Pilsen/Pízen, Breslau/Wrocław, Kronstadt/Brasov und Lemberg/Lviv angesiedelt.

Im Jahr 2019 wird das Stipendium nach Allenstein/Olsztyn, der Wirkungsstätte des Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473–1543) und der Geburtsstadt des Architekten Erich Mendelsohn (1887–1953), vergeben. Heute ist Allenstein/Olsztyn das Zentrum der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren und das Tor zur Masurischen Seenplatte. Das Stipendium wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) dotiert und vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Zusammenarbeit mit der Stadt Allenstein/Olsztyn und der Stiftung Borussia durchgeführt.

Marcel Krueger wird seinen fünfmonatigen Aufenthalt in Allenstein/Olsztyn im Mai 2019 antreten und während seiner Zeit in der Stadt ein Internettagebuch führen, in dem er über Begegnungen und Erlebnisse berichtet. Über einen Blog, der in deutscher, englischer und polnischer Sprache geführt wird, kann man mit dem Autor in Kontakt treten.

Marcel Krueger, 1977 in Solingen geboren, arbeitet als Autor, Übersetzer und Redakteur. 2018 erschien „Babushka's Journey“, im März 2019 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Von Ostpreußen in den Gulag. Eine Reise auf den Spuren meiner Großmutter“ im Reclam Verlag.

(KK)

Die Kürbishütte als literarische Anstalt betrachtet

Simon Dach in Ostpreußen

*Simon Dachius Memelensis Borussus:
Seinen leuchtenden
Blick hat er und wie er
haben alle Dichter des
Barock ihre Verse dem
Dreißigjährigen Krieg
abgerungen*

Bild: Archiv



Als der Dichter Simon Dach am 15. April 1659, vor nunmehr 360 Jahren, in Königsberg an Schwindsucht stirbt, ist er noch keine 54 Jahre alt. Seit über drei Jahrzehnten hat er die Hauptstadt Ostpreußens nicht mehr verlassen, in die er, der gebürtige Memeler, zunächst zum Besuch der Domschule 1619 für ein Jahr und dann, 1626, endgültig gekommen war. Seine Welt ist der eng bebaute Kneiphof, im Schatten des Ordensdoms und der Universität, der „Albertina“. Hier leben und amtieren kirchliche und weltliche Würdenträger. Der Kneiphof ist eine Insel, umflossen von zwei Armen des Pregel. Fünf Brücken verbinden ihn und die Stadt; zusammen mit der Holz- und der Hohen Brücke werden sie durch den großen Mathematiker Leonard Euler und die Frage berühmt, ob es möglich ist, alle sieben nacheinander zu überqueren, ohne eine doppelt zu beschreiten.

Die Welt des alten Kneiphofs existiert nicht mehr. Sie übersteht die Verwüstungen britischer Bombenangriffe im Sommer 1944, den Kampf um die „Festung“ 1945 und die sowjetischen Abrissbirnen der Nachkriegszeit nicht. Lediglich der Dom bleibt erhalten – als ausgebrannte Ruine; mittlerweile mit neuem, glänzendem Kupferdach. Und die Honigbrücke, die hinüber zur Lomse führt. Hier, wo heute Ödland sich breitet und gesichtslose Plattenbauten in den grauen Himmel Kaliningrads ragen, standen weiland die Holzspeicher der Altstädter, und gar nicht weit entfernt, wo der kleine Lindengraben mündet, lag jenes Gärtchen des Heinrich Albert, das für zehn Jahre die „Kürbishütte“, einen Hort der Dicht- und Sangeskunst, beherbergte – bis sie dem Bau einer neuen Straße zum Opfer fiel. Als Dach nach Königsberg gelangt, tobt seit fast zehn Jahren der Dreißigjährige

Krieg in deutschen Landen; die abgelegene Ostprovinz bleibt jedoch weitgehend verschont – eine „Friedensinsel“. Davon profitieren viele, meist protestantische, Flüchtlinge aus dem Reich ebenso wie die Universität, in deren Matrikel sich der Dichter – aus den Kriegsgebieten im Anhaltinischen kommend – am 21. August 1626 als „Simon Dachius Memelensis Borussiae“ einträgt. Statt von Menschenhand wird Ostpreußen allerdings immer wieder von der Pest verheert. Tausende sterben, ganze Landstriche verwaisen. Beide Themen durchdringen Dachs Dichtung. Er selbst arbeitet im Schuldienst und bekennt: „So hat der Schulen Staub mir meiner Jugend Blüte / Nicht wenig aufgezehrt“. Um sein mäßiges Salär aufzubessern, betreibt Dach „Gelegenheitspoesie“: vor allem Hochzeits- und Begräbnisgedichte, fromme wie weltliche. Auftragswerke würde man sie heute nennen, und diese stellen immerhin fast 90 Prozent von insgesamt etwa 1250 Stücken. Auch sein berühmtestes Gedicht gehört dazu: „Anke van Tharaw“. Als Anna Neander 1636 zu Tharau unweit Königsberg Pfarrer Johannes Portatius aus Tremen bei Insterburg ehelicht, ist Dach zugegen und fertigt einige Verse in preußischem Platt. Der erste Biograph des Dichters, Theophil Siegfried Bayer, spekuliert hundert Jahre später, Dach selbst habe ein Auge auf das „Ännchen“ geworfen und der Priester sei ihm zugekommen. Bayer beflügelt damit nolens volens die Phantasie der schlichten Gemüter unter den Lesern und Verehrern Dachs auf das Heftigste.

All das ist Geschichte: Tharau ist zu Wladimirowo, Tremen zu Nowostrojewo geworden; beide Orte gehören zum Königsberger Gebiet, der Oblast Kaliningrad der Russischen Föderation. Die erstaunlich gut erhaltene Kirchruine von Tharau hat neues Gebälk – allerdings ohne Ziegel; das Pfarrhaus in Tremen steht noch. Ebenso hält sich hartnäckig das Gerücht, „Ännchen“ habe tatsächlich „ihr Herz“ auf Dach „gerichtet in Liebe und Schmerz“.



Der Himmel über Memel/Klaipeda, darin Ännchen von Tharau, die auch uns gefällt

Bild: Wikimedia

Zum 1. August 1639 wird Simon Dach an der Universität zum „Professor Poëseos“ ernannt. Daran haben seine lobpreisenden Gedichte für den brandenburgischen Kurfürsten Georg Wilhelm ihren Anteil. Auch dessen Sohn, Friedrich Wilhelm, der im Jahr darauf zur Macht gelangt und alsbald der Große genannt wird, weiß der Dichter für sich zu gewinnen. Die folgenden Jahre verlaufen für den Academicus Dach in ruhigen Bahnen. Sein Horizont ist klar und eng abgesteckt: Dach ist ein „sorglicher Verwalter seines Amtes“. Er lebt ein bescheidenes, alltägliches, kneiphöfisches Bürgerleben und gründet eine Familie. Seine Dichtung entspricht diesem Lebensstil und ihrer Zeit, dem Barock. Man trifft sich in der „Kürbishütte“ nach Art barocker Sprach- und Dichtergesellschaften, der Durchsetzung und Vereinheitlichung des Deutschen als Sprache verpflichtet. Dach nennt sie „ein Wohnhauß gutter Ruh, ein rechtes Frewden Ort“. Die wichtigste Gestalt in diesem

Freundeskreis ist der Komponist und Dichter Heinrich Albert, der 1642 im fünften Heft seiner „Arien“ auch das von ihm komponierte „Anke“-Lied erstmals veröffentlicht. Indes man dichtet und singt, diskutiert und trinkt, herrscht „draußen“ immer noch Krieg.

1644 wird die „Albertina“ einhundert Jahre alt: Ihre Studiosi stammen aus allen deutschen Gauen, aber auch aus Kurland und Livland, Litauen und Polen, Ungarn und Siebenbürgen. Professor Dach ist gehalten, das Fest mit Gedichten zu schmücken, und verfasst ein Festspiel, das Albert vertont: „Die Jugend seh’ ich als ein Heer / Getrieben durch der Zeit Beschwer / Nach Königsberg in Preussen ziehen, / Indem dass Deutschland untergeht / Im Brand und seinem Blute steht, / Wird Fried’ und Kunst in Preussen blühen.“ Vier Jahre später

wird der Westfälische Friede geschlossen. Simon Dach, anerkannter „Poëta Pruszus“, hat noch knapp zehn Jahre Zeit, einer Selbstaussage gemäß zu handeln: „Diese Kunst der Deutschen Reime / Lernet Preussen erst von mir“.

„Anke van Tharaw“ hat in der hochdeutschen Übersetzung Johann Gottfried Herders und in der Vertonung Friedrich Silchers als „Ännchen von Tharau“-Lied die Zeit überdauert und seinen Dichter unsterblich gemacht. Jahr für Jahr erklingt es am Dom im nunmehr russischen Königsberg und auf dem Theaterplatz im litauischen Memel in einer Endlosschleife – vor allem für deutsche Heimweh-Touristen aus dem früheren Ostpreußen. So sind die Zeitläufte.

Uwe Neumärker (KK)

„Weichselkirschen“ nach des Lesers Geschmack

Zum Tod von Leonie Ossowski

Leonie Ossowski war ihr Pseudonym, in Wirklichkeit hieß sie Jolanthe von Brandenstein und stammte aus dem Landkreis Fraustadt, der seit 1922 das kleinste Stück der Grenzmark Posen-Westpreußen war. Alle drei Teile wurden 1938 anderen Provinzen Preußens angegliedert: Das größte Stück mit der Hauptstadt Schneidemühl fiel an Pommern, das zweitgrößte mit Meseritz an Brandenburg und der Kreis Fraustadt an Schlesien. Hier in Röhrsdorf, vier Kilometer südlich von Fraustadt gelegen, das damals knapp 1000 Einwohner hatte, ist Jolanthe von Brandenstein am 15. August 1925 geboren, aus dem polnischen Ortsnamen „Osowasien“ bildete sie später ihr Pseudonym „Ossowski“.

Sie war die Tochter des Gutsbesitzers Lothar von Brandenstein (1893–1953) und hatte drei Schwestern. Ihre Mutter war die Schriftstellerin Ruth von Ostau

(1899–1958), die zwei Gedichtbände und 16 Erzählungsbände veröffentlicht hat. Nach dem Krieg lebte Leonie Ossowski in Hessen und Oberschwaben, sie arbeitete in einer Fabrik und in einem Fotolabor und als Sprechstundenhilfe. Später war sie Sozialarbeiterin und betreute Jugendliche im Gefängnis. Nach Berlin zog sie 1980, sie hatte aus drei Ehen sieben Kinder.

1950 begann sie Kurzgeschichten zu schreiben. Bei einem DDR-Besuch 1953 bekam sie von der DEFA den Auftrag, ein Drehbuch zu verfassen, das von dem Regisseur Frank Beyer unter dem Titel „Zwei Mütter“ verfilmt wurde. Uraufführung war am 28. Juni 1957. Im Jahr darauf veröffentlichte sie in einem DDR-Verlag ihren ersten Roman, „Stern ohne Himmel“, der 1980 in Westdeutschland auch verfilmt wurde. Mit ihrem Jugendroman „Die Große Flatter“ (1977), der Film dazu folgte 1979, wurde

sie auch in Westdeutschland bekannt und alsbald beliebt.

Ihr erster in der Bundesrepublik Deutschland veröffentlichter Roman trug den Titel „Weichselkirschen“ (1976) und war der erste Band einer Romantrilogie über Schlesien, dem die Bände „Wolfsbeeren“ (1987) und „Holunderzeit“ (1991) folgten. Unter dem Titel „Der Löwe im Zinnparadies“ (2003) hat sie über die Wiederbegegnung mit Schlesien und ihre Erinnerungen an Flucht und Vertreibung berichtet. Für den Roman „Weichselkirschen“ wurde sie 1981 mit dem Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen ausgezeichnet, 2014 erhielt sie den Andreas-Gryphius-Preis der KünstlerGilde. Leonie Ossowski starb am 4. Februar 2019 in Berlin.

Jörg Bernhard Bilke (KK)



Erfolg macht freundlich: Leonie Ossowski

Bild: Archiv

Da kann Erzengel Gabriel nur schmunzeln

Avenarius-Fresken von Haus Wiesenstein in Haus Schlesien

Max Pinkus – der schlesisch-jüdische Unternehmer, Sammler, Mäzen und Freund von Gerhart Hauptmann – schenkte dem Dichter im Jahre 1922 zum 60. Geburtstag die Ausmalung der Eingangshalle in Haus Wiesenstein. Hauptmann beauftragte den Greiffenberger Grafiker und Maler Johannes Maximilian Avenarius (1887–1954), der ihn im Übrigen schon mehrfach porträtiert hatte. Der Künstler sollte den Eintrittsbereich des Hauses im Riesengebirge nicht nur mit einem neuen Anstrich, sondern mit einem farbenprächtigen Kunstwerk versehen.

Avenarius und sein Assistent Ernst Paul Weise arbeiteten acht Monate lang an dem Projekt. Sie malten die zweigeschossige Halle mit goldenen Sternen, farbigen Blumenornamenten, Engelsfiguren und Landschaftsmotiven zur „Paradieshalle“

aus, die die Besucher des Hauses in Agnetendorf willkommen hieß. Entstanden ist ein Kunstwerk mit biographischen Elementen und ornamentalem Schmuck sowie mit vielen Bezügen zu Hauptmanns Büchern.

Nach der Vertreibung der Familie Hauptmann im Jahr 1946 wurde das Haus in der Volksrepublik Polen als Kinder-Erholungsheim genutzt. Der Künstler Ferdinand Just stellte 1990 fest, dass die Fresken durch Wassereinbruch stark beschädigt waren. Da es sich bei dem Haus des renommierten Architekten Hans Grisebach in Verbindung mit den Fresken von Avenarius um ein Gesamtkunstwerk des 20. Jahrhunderts handelt, bemühte sich Just mit öffentlicher Unterstützung, eine Restaurierung durchzusetzen. 1993 wurden die Arbeiten mit Restauratoren der Akademie Krakau unter Leitung von Ferdinand Just fertiggestellt.

Üppig, um das Mindeste zu sagen, mithin dem Hausherrn, darf man annehmen, durchaus genehm – und angemessen: Johannes Maximilian Avenarius' Fresken für Gerhart Hauptmann

Bild aus der Ausstellung



Die Ausstellung „Das Paradies. Die Restaurierung der Fresken von Johannes Avenarius durch Ferdinand Just in Haus Wiesenstein“ im Haus Schlesien Königswinter umfasst eine Fotodokumentation mit farbigen Aufnahmen von Edith Just, die die Restaurierungsarbeiten der Wandmalereien mit der Kamera begleitet hat.

Zu sehen sind Motive wie der Umgang auf der Empore mit „Herbstmorgen im Riesengebirge“, ein Ausschnitt „Die Huldigung

der Elemente an die Ewigkeit“ sowie „Das Mahl der neun Musen“. Weitere Szenen zeigen die Hauptgruppe der Paradieswand mit Adam und Eva. Das „entsühnte Menschenpaar“ isst unbekümmert vom Baum des Lebens, während Erzengel Gabriel schmunzelnd vorbeifliegt.

Die Fotoausstellung ist im Eichendorff-Saal von Haus Schlesien in Königswinter bis zum 31. März zu besichtigen.

(KK)

Bedrohtes Selbst

Katharina Sieverding im Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

Seit über fünfzig Jahren agiert die international renommierte Künstlerin Katharina Sieverding (geboren 1944 in Prag) mit der Fotografie im Spannungsfeld von Geschichte und Politik, Individuum und Gesellschaft. Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg besitzt drei exemplarische Werke dieser Lovis-Corinth-Preisträgerin, die wesentlich zur Erweiterung des Kunst-

begriffs und der interdisziplinären medialen Kunstpraxis beigetragen hat. 2018 konnte die großformatige Fotografie „Deutschland wird deutscher“ als Dauerleihgabe für das KOG gewonnen werden. Die Entstehungs-, Bedeutungs- und Rezeptionsgeschichte dieser wichtigen Arbeit steht im Mittelpunkt der Ausstellung, die das Kunstforum am 26. Mai 2019 eröffnet (bis 8. September).



Mit dem Schriftzug der „ZEIT“ – ist es auch der dieser Zeit?

Bild: Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg

Vor dem Hintergrund rechtsradikaler Tendenzen Anfang der 1990er Jahre setzte Sieverding mit ihrer vierteiligen Arbeit einen deutlichen Akzent gegen das Aufkeimen nationalistischer Gesinnung. Die markante Fotografie zeigt ein von Messern bedrohtes Selbstbildnis der Künstlerin unter der plakativen Überschrift „Deutschland wird deutscher“, die der „ZEIT“ entlehnt ist. Im Sommer 1992 sollte sie auf der internationalen Skulpturenausstellung „Platzverführung“ im Raum Stuttgart in achtzehn verschiedenen Gemeinden präsentiert werden. Aus Sorge, das fotografische Werk und seine Absicht könnten ohne Erläuterung missverstanden werden, stimmte allerdings nur eine Gemeinde zu.

Die Ausstellung im Kunstforum Ostdeut-

sche Galerie nähert sich der künstlerischen Intention Sieverdings und den öffentlichen Reaktionen auf ihr Werk. Neben der Vorstufe zur Fotografie „Deutschland wird deutscher“ wird auch die medienwirksame Plakatierungsaktion mit diesem Motiv in Berlin 1993 thematisiert. 500 Großflächenplakate an verschiedenen Orten in der Bundeshauptstadt zeigten eindrucksvoll, wie die ursprünglich abgelehnte Kunst sich im öffentlichen Raum erweitern kann. Sieverdings fulminante Arbeit hat bis heute nicht an Wirkkraft verloren. Die Frage nach der kulturellen und geistigen Identität und Weite der deutschen Nation ist angesichts der politischen Entwicklungen aktueller denn je.

(KK)

In diesem Notizbuch notiert der Redakteur ein übriges und, so hofft er, nicht letztes Mal, was er bei seiner Arbeit gedacht hat und denkt, im Vertrauen darauf, dass jene, die diese Arbeit übernehmen und die KK weiterführen, vieles andere notifizieren und notieren, und mit dem Wunsch, dass sie es besser machen werden.

Gewusst hat er um das, was er in all den Jahren zu notieren haben würde, anfangs wenig, und er hat es einstweilen seiner nationalkommunistisch diktierten Sozialisation in Rumänien zugeschrieben. Nach und nach ist ihm aufgegangen, dass es allein daran nicht lag. Das Unwissen und die damit einhergehende Ignoranz, so musste er lernen, waren auch in der keinerlei Diktat unterworfenen deutschen Öffentlichkeit nicht nur üblich, sondern gewissermaßen korrekte Pflicht. Sich dieser zu entziehen hat er von klugen Menschen mit einem anderen Pflichtbewusstsein lernen dürfen. Diese Menschen suchten und suchen zwar die Öffentlichkeit, aber nicht um der Erscheinung willen, sondern um den Schein zu hinterfragen.

Gelernt hat er, dass man kein Historiker sein muss, wenn man Historie betrachtet, dass Menschenverstand ausreicht, wenn Daten und Fakten zu erwägen sind. Abwägen hat er gelernt, und dass Wirklichkeit und Haltung nichts mit Meinung zu tun haben. Meinen sollte man erst, wenn man weiß.

Er hat die einst minder gefurchte, ja vorwitzige Stirn gehabt, seinem Vorgänger Peter Nasarski aufzutischen, die Kulturarbeit der Ostdeutschen werde deshalb nicht allgemein angenommen, weil sie nicht gut genug gemacht sei. Und hat dann alles so gut gemacht, wie er nur irgend konnte, mit dem Ergebnis, das schon Peter Nasarski beklagte: Es hat wenig gefruchtet.

Wenig zwar, aber, so meint er, nicht nichts. Zum Meinen allerdings gilt, siehe oben: Wissen zuerst. So hat er gelernt, was seine Vorgänger Peter Nasarski und Jörg Bernhard Bilke – oftmals leidvoll – durchexerziert haben: sich in Vergeblichkeit üben, ohne Verdruss und niemals mit Überdruß.

Es gibt einen ostdeutschen Stoizismus, er kommt nicht allein aus der Erfahrung von Flucht, Vertreibung und Aussiedlung, er ist in vielen Jahren und Jahrzehnten der Gering(er)schätzung in der deutschen Öffentlichkeit eingeübt. Dass die ostdeutschen Stoiker sich bei dieser Übung oftmals selbst über-, vor allem aber die Kultur als glaubwürdiges Argument unterschätzt haben, darf man niemandem zum Vorwurf machen, der seine Überzeugung – ob in der KK oder sonstwo – bekundet hat.

Die Kündler waren und sind stets Kundige, das hat der Redakteur lernen – und ihnen nacheifern – dürfen. Er hat erlebt, wie ein in der bundesdeutschen Öffentlichkeit schlecht beleumdetes Herbert Hupka den Abend seines disziplinierten Lebens darauf verwendet hat, die Kultur „seines“ Schlesiens in „unsere“ Kultur einzuschreiben, wie einst Johannes Bobrowski oder Horst Bienek ihre Ratlosigkeit vor der Geschichte zu großer Literatur gemacht haben – die Namen stehen für Hunderte.

Er bildet sich ein, einer von diesen Hunderten geworden zu sein, und widmet ihnen allen in Ermangelung eigener die lyrischen Worte seines Landsmanns Joachim Wittstock über die niemals alten Altvorderen: „Wo sie lebten, floss viel Blut: wenn sie zum Beispiel im April hinter dem Pflug gingen, wenn sie die Felder besäten oder im Juli den Weizen schnitten, strömte das Blut lebhafter ins Herz und verließ es in regelmäßigen Schlägen.“ Beim Lesen und Schreiben war das ebenso und wird es hoffentlich bleiben.

Georg Aescht (KK)



Foto: Markus Nowak

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax -8
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

**Die Angaben im
Impressum gelten nur
noch für diese Ausgabe
der „Kulturpolitischen
Korrespondenz“. Die
Herausgeberschaft geht
über an:**

**Deutsches Kulturforum
östliches Europa**
Berliner Straße 135 | Haus K1
D-14467 Potsdam
T. +49 331 200980
F. +49 331 2009850
<http://www.kulturforum.info>
deutsches@kulturforum.info

**Ab Mai ist das
Kulturforum der
Ansprechpartner
unserer Leser und
Autoren.**